

aus Sparfamleitsrücksichten die Speiserationen für die Soldaten herabgesetzt werden sollen und zwar: das Fleisch von 220 Gramm täglich auf 200 Gramm, Mehlspeise oder Reis von 200 auf 180 Gramm, und Speck von 20 auf 15 Gramm. Nur die Brodration ist nicht herabgesetzt worden.

— England. Vom Untergang der „Victoria“. Ueber die Schuldfrage wird telegraphisch gemeldet: Einer Mitteilung der „Times“ aus Malta zufolge erklärte Admiral Tryon sofort nach der Kollision, dieselbe sei seine Schuld; zwischen den Schiffen sei ungenügend Raum gewesen, um die von ihm angeordneten Manöver auszuführen. Admiral Markham, an Bord des „Camperdown“, habe die Gefahr erkannt und geögert, der Ordre zu folgen, als jedoch Tryon signalisierte: „Was macht ihr? habe Markham den „Camperdown“ vorwärts gehen lassen mit dem bekannten Resultat. In einem anderen Telegramm heißt es: Wäre der Befehl ganz ausgeführt worden, hätten alle Schiffe des Geschwaders mit einander kollidiert.

Vocale und sächsische Nachrichten.

— Schönheide, 4. Juli. Unser Rathhaus hat gegenwärtig eine Telephonanlage mit 2 Apparaten erhalten. Einer dieser Apparate ist zum allgemeinen Gebrauch im Restaurationslokale angebracht. — Ein hiesiger Soldat, Namens Schädlich, desertierte vor etwa sechs Wochen aus seiner Garnison Chemnitz. Er wandte sich hierher und trieb sich seitdem vagabundierend und wildernd im Walde umher. Wenn auch kein Fall bekannt ist, daß er Leute belästigt habe, so herrschte doch einige Furcht vor dem vogelfreien Menschen. Die Polizei gab sich die größte Mühe, feiner habhaft zu werden; aber erst am vergangenen Sonntag gelang es, ihn festzunehmen. Durch seine bisherigen Erfolge war er wahrscheinlich in Sicherheit gewiegt worden und wagte sich deshalb in die Wohnung seiner Eltern, wo man ihn ergriff. Mit ihm wurde zugleich ein anderer, schon früher wegen Wilddiebstahls bestrafter Mann verhaftet; man vermutet, daß dieser dem Schädlich Vorschub geleistet und auch an seinem unerlaubten Jagdvergnügen Theil genommen habe.

— Dresden, 1. Juli. Die sächsische Staatsbahnverwaltung hat wegen des herrschenden Futtermangels von heute ab die Tarife für alle Futtermittel durch Einführung eines Ausnahmetarifs ermäßigt.

— Dresden. Se. Maj. König Albert wird nach den bis jetzt getroffenen Dispositionen an den Manövern bei Annaberg Ende August oder Anfang September teilnehmen. Prinz Friedrich August wohnt denselben von Anfang bis Ende bei.

— Dresden. Es verlautet jetzt nach dem „Pira. Anz.“, daß sich auch Se. Majestät der König zu mehrwöchentlichem Aufenthalt nach dem Seebade Scheveningen begeben wird.

— Dresden. Die „Dr. R.“ schreiben: „Auch in diesem Sommer sind viele deutsch-böhmische und tschechische Maurer und Handlanger nach Deutschland gekommen, wensichon nicht so zahlreich wie in früheren Jahren. Hingegen findet ein stetiges, freilich unmerkliches Zustromen tschechischer Schneider- und Schuhmachergehilfen statt. Wer jemals eine Anzahl Dresdner Hauslisten in den Händen gehabt hat, muß staunen, wieviel Benzelsöhne sich mit Nadel und Pfriem hier das Brod verdienen. Die gleiche Erscheinung beobachtet man in Zittau, Pirna, Chemnitz und Annaberg. In Annaberg giebt es überhaupt kaum noch deutsche Schneider- und Schustergehilfen; verdrängt von den Tschechen wandern sie nach Leipzig und Berlin aus. Bekannt ist außerdem, wieviel Tausende von Italienern und Polen bei der deutschen Landwirtschaft ihr Brod finden. Diese Beschäftigung Tausender fremder Arbeiter in Deutschland hat ihre zwei Seiten. Die deutschen Arbeiter klagen über die ihnen von Ausländern gemachte Konkurrenz; die Ausländer arbeiten zu billigeren Löhnen und haben eine niedrigere Lebenshaltung; dabei machen sie aber immer noch Erparnisse, sie schicken viele Tausende von Mark nach Hause, um ihre dort zurückgelassenen Familien zu unterhalten, um, wenn sie selbst wieder nach Hause kommen, davon leben zu können. Jedenfalls geht das von ihnen ersparte Geld Deutschland verloren. Auch ist die Klage vieler Arbeiter, daß durch den Zu- zug so vieler fremder Arbeitskräfte die Löhne gedrückt und die Zahl der einheimischen Arbeitslosen vermehrt wird, nicht unberechtigt. Auf der anderen Seite behaupten die Arbeitgeber vielfach, daß ohne die fremden Arbeitskräfte nicht durchzukommen sei und die Landwirtschaft glaubt ohne polnische Arbeiter nicht bestehen zu können. Die Interessen kreuzen sich also gegenseitig und die Frage liegt nicht so einfach. Unsere deutschen Fabrikanten haben z. B. selbst ein erhebliches Interesse daran, daß die einheimischen Arbeiter laufkräftig erhalten bleiben, denn der nächste natürliche Absatzmarkt ist doch das Inland; die ausländischen Arbeiter haben aber wenig Bedürfnisse und ziehen das Geld außer Landes. Es ist schwer, hier Hilfe zu schaffen. Wer den Schutz der nationalen Arbeit will, wird vor Allem auch den Schutz der einheimischen Arbeitskräfte nicht verwerfen. Aber kann man so weit gehen, wie Australien und Nordamerika

mit ihren weitgehenden Beschränkungen des Zuzugs fremder Arbeitskräfte? Vielleicht ließe sich die Aufmerksamkeit der Fabrikinspektoren auf diesen Punkt richten.

— Zwickau, 3. Juli. In der vorletzten Nacht ist der letzte Hohenhof der Königin Marienhütte, welcher bis jetzt noch in Betrieb war, niedergeblassen worden. Ungeheure Feuerfäden stiegen hierbei empor. Die durch das Niederblasen des Hohenhofs freigebliebenen Arbeiter sind zum Theil auf anderen Betriebsstätten der Marienhütte angelegt worden. Im abgelaufenen Jahre waren auf den Hüttenwerken 2037 Arbeiter, auf den Gruben 230, zusammen 2267 Arbeiter beschäftigt, für welche 2,256,882 Mt. vorausgibt worden sind.

— Plauen. Ueber einen durch das Schnellfahren eines Radfahrers verursachten Unfall, wird dem „B. A.“ Folgendes geschrieben: Ich fuhr am Freitag Nachmittag mit meiner Tochter den Berg auf der Hoser Straße, der von Großhöbern nach Hof zu abwärts geht, von der Ullitz kommend, herauf, als ich einen Velozipedfahrer im allerschärfsten Tempo von oben herab uns entgegen sah. Ich gab ihm ein Zeichen, langsam zu fahren, weil ich wußte, daß meine Pferde bei so einer Begegnung leicht scheuen würden. Mag der Fahrer dies nun nicht bemerkt haben oder nicht im Stande gewesen sein, sein Rad anzuhalten, kurz er näherte sich mir in demselben rasenden Tempo, so daß meine Pferde stehen blieben, den Wagen rückwärts stießen und dabei quer über die Straße zu stehen kamen. Beim Versuch, auszuweichen, kam der Fahrer derart zu Fall, daß er längere Zeit bewußtlos war und, als er sich wieder etwas erholt hatte, das Gedächtnis verloren hatte. Er wußte absolut nicht, wo er sei, wie die Sache zugegangen u. s. w. Das Rad war zerbrochen. Ich nahm den Mann mit auf meinen Wagen und fuhr ihn auf den Bahnhof in Pirk, von wo er nach seiner Heimath Plauen mit dem Zuge zurückkehrte. Während der Fahrt lehrte sein Gedächtnis anscheinend zurück. Ob der Fall ohne Nachtheil für ihn vorübergehen wird, weiß ich nicht. Einige Vorderzähne hat er sich ausgeschlagen.

— Klingenthal. Im Fichtenbestande des „Bärenleches“ bei Untersachsenberg tritt gegenwärtig eine Raupe in ungeheurer Menge auf. Die Thiere sitzen zu Tausenden an den Ästen und vernichten in kurzer Zeit sämtliche Nadeln. Hauptsächlich sind es zwei- bis vierjährige Fichten, die von den gefräßigen Thieren zuerst angegriffen werden. Doch bleiben auch größere Bäume nicht verschont. Wie die Raupen, die 1—1½ cm messen, die dunkelgrün, hellgrün oder graugrün gefärbt sind, heißen, ist hier nicht bekannt. Nach den Mittheilungen eines hiesigen Naturkundigen kann es die Wade der Kiefern- kammhornwespe (Lophyrus pini) sein.

— Eine für alle Fabrikbetriebe wichtige Verordnung hat neuerdings das königl. Ministerium des Innern erlassen. Darnach haben künftig die Polizeibehörden mindestens jährlich einmal jede Fabrik zu revidiren und außerordentliche Revisionen vorzunehmen, wenn der Verdacht einer gesetzwidrigen Beschäftigung von Arbeiterinnen oder jugendlichen Arbeitern vorliegt. Die Revisionen erstrecken sich auf die genaue Beobachtung der §§ 135—138 der Gewerbeordnung (Arbeiterschutzgesetz). Ueber das Ergebnis der Revisionen haben die Polizeibehörden alljährlich Bericht an die königl. Kreishauptmannschaften zu erstatten. Zuwiderhandlungen gegen die vorgegebenen Bestimmungen der Gewerbeordnung werden übrigens mit Geldstrafe bis 2000 Mt. bezw. Gefängniß bestraft.

Aus vergangener Zeit — für unsere Zeit.

6. Juli. (Nachdruck verboten.) Es war eine liebliche Zeit in Deutschland, die in den Reaktionsjahren 1850—1860, eine Zeit, an welche die Fünftlinge, die das vorwärts rollende Rad der Geschichte gerne aufhalten und zurück dirigiren möchten, nicht gerne erinnert werden. Der gährenden Zeit der Revolution mit ihren schönen Neben und ihrem unsicheren Umherirren und schließlicher Ohnmacht war die zielbewusste Reaktion gefolgt, die mit der ihr eigenthümlichen Rücksichtslosigkeit gegen jede freiheitliche Bewegung vorging und am liebsten das Denken verboten hätte. Da war natürlich der liebe deutsche Bundesstag, der so viele trübliche Seiten deutscher Geschichte auf dem Gewissen hat, ganz in seinem Element. Am 6. Juli 1854 brachte er mit einer Geschwindigkeit, die nie bei ihm zu finden war, wenn es sich ausnahmsweise einmal um eine gute Sache handelte, ein Bundesgesetz zu Stande, das ganz im Sinne der berüchtigten Karlsbader Beschlüsse gehalten war. Das Wesentlichste war, daß den Regierungen in ganz unbeschränkter Weise anheim gegeben wurde, zum Betrieb aller mit der Presse in Verbindung stehenden Gewerbe auf administrativem Wege, d. h. willkürlich, Concessionen zu ertheilen und zu entziehen. Die Presse ist heute bekanntlich auch nicht auf Kosten gebettet, aber damals schien es fast, als sollte sie durch diese Preßverordnung mundtot gemacht werden. Indeß die Sache kam anders, als man erwartet hatte. Das Zeitungswesen nahm, allen Schikanen und Quälereien zum Trost, einen ungeheuren Aufschwung. Die Presse, mehr gereizt, als gefesselt, lernte rasch die Kunst, die Dinge so auszubringen, daß die Gewalt keine Handhabe wider sie hatte und doch jeder halbwegs einsichtige Leser vollkommen verhand, was der Verfasser eigentlich sagen wollte.

7. Juli. Vor 50 Jahren wurde die Welt nicht wenig von der Nachricht überrascht, daß der russische General Fürst Gortschakoff am 7. Juli 1853 über den Bruch gegangen sei und die Donaufürstenthümer besetzt habe. Man hatte den Krieg zwischen Rußland und der Türkei noch nicht für so unvermeidlich gehalten und thatsächlich fanden auch noch diplomatische Verhandlungen statt. In Berlin, wo man damals in den

maßgeblichen Kreisen, die sich russischer als der Zar geberdeten, andeand vor Zar Nikolaus dem Despoten auf den Rücken lag, jubelte die Kreuzzeitungspartei über diesen „heiligen Krieg“, der da die Befreiung der Christen von türkischem Joch bezweckte. Heute weiß die Weltgeschichte besser Bescheid. Es ist längst festgestellt, daß die Stimmung in den Donaufürstenthümern gegen die Russen war und von einem besondern Verlangen der christlichen Bevölkerung nach dem russischen Protektorate, um dessentwillen der ganze Streithandel vom Haune gebrochen war, sich nicht die geringste Spur zeigte. Es war wieder einmal die alte russische Macho: mit Schlichen und Pfiffen und brutaler Gewalt sollte der Weg nach Konstantinopel gebahnt werden. Dies Sinnes und Trachten ist noch heute vorhanden, wie jeder Tag beweist.

Ein Pechvogel.

Tragikomische Erzählung von Heinrich Köhler.

Es giebt eine Kategorie von Menschen, die mit vollem Recht die selbstsame ornithologisch klingende Bezeichnung „Pechvogel“ verdienen. Daß diesen vom Schicksal Begnadeten das Butterbrod immer auf die bestrichene Seite fällt, wenn es ihnen aus der Hand gleitet, was natürlich oft geschieht, ist selbstverständlich und gehört zu den kleinsten Unannehmlichkeiten, die ihnen begegnen; daß sie regelmäßig an den Tagen, wo sie eine Landpartie unternehmen, einregnen, ist ebenso selbstverständlich und am Ende noch zu ertragen, da an einem heißen Sommernachmittage so ein kleiner Wolkenbruch eine recht angenehme Erfrischung bildet, wobei wir natürlich der etwaigen anderen Meinung der Betroffenen nicht vorzuziehen wollen. Unangenehmer ist es schon, daß bei Wällen sich ihre Hüfte mit den langen Schleppen der Damen durchaus in kein gutes Einvernehmen zu setzen wissen, sondern immer als Opfer von den Jüngerinnen Terpsichore's einige Volants beanspruchen, was ihnen verschiedene zornsprühende Blitze aus schönen Augen einträgt — und wer wäre kaltblütig genug, sich darüber leichtfertig hinwegzusetzen? — und wofür sie beim Koitikon und bei der Damenwahl natürlich regelmäßig sitzen bleiben. Bewirbt so ein Unglücklicher sich um eine vortheilhafte Stellung, so ist ihm selbstverständlich soeben einer zuborgekommen, dagegen hat er immer das Glück, daß im Theater-Parquet eine Dame mit wallendem Federbusch und imponirender Haartracht vor ihm sitzt und ihm die Aussicht auf die Bühne versperrt, und so ließen sich noch unzählige Fälle anführen, als deren Opfer die in die Kategorie der Pechvögel Eingereihten zu verfallen geradezu ausersuchen sind. Doch wollen wir, um die Geduld unserer geehrten Leser auf eine nicht allzugroße Probe zu stellen, es bei den angeführten Beispielen bewenden lassen und lieber, zum Thatsächlichen schreitend, die Ergebnisse eines solchen Schicksalsopfers den ersten als sprechende Illustration vor die Augen führen.

Wenn wir den Namen unseres Helden nennen — er hieß Jeremias Lachtaube — dann werden unsere Leser uns zugeben, daß demselben schon mit der Verleihung dieses Namens in der Wiege die Anwartschaft auf eine Stelle in der genannten Kategorie angewiesen worden war — denn, werden meine schönen Leserinnen fragen, wie kann man Jeremias Lachtaube heißen? Und wie viel weniger dürfte man erwarten, daß ein Mädchen sich entschließen könnte, ihren vielleicht gut klingenden Mädchennamen in den einer Frau Lachtaube zu verwandeln! Ja, dieser Name war die Grundursache zu all den zahllosen Kränkungen und Nadelstichen gewesen, die den Träger desselben in seinem beim Beginn unserer Erzählung sechsundzwanzigjährigen Leben verfolgt hatten.

Diese Leiden hatten mit dem Eintritt in die Schule ihren Anfang genommen, wo er gar zu oft das Strohblatt seiner jugenfertigen Kameraden abgeben mußte, und das war im Laufe der Jahre so weiter gegangen, bis alle die zahllosen Redereien aus ihm einen schüchternen, unsicheren Menschen gemacht hatten, in dem jedes Lächeln auf dem Gesichte anderer ein, vielleicht oft unbegründetes Mißtrauen hervorrief. In einer größeren Stadt von wenig bemittelten Eltern geboren, hatte er sich nach einer tüchtigen Schulbildung der technischen Karriere gewidmet. Wir übergehen die Schwierigkeiten, mit denen er trotz seiner ausgesprochenen Befähigung zu kämpfen hatte — die vielen Enttäuschungen, Mißerfolge — lauter Nadelstiche des Schicksals — bis es ihm endlich gelungen war, eine gute Stelle zu erlangen, und wollen nur ein Bild seiner Herzengeschichte, die für ihn zu einer wahren Leidengeschichte geworden ist, entrollen.

Der Schauplatz unserer Erzählung ist eine kleine Provinzialstadt, in der unser Held vor acht Tagen eine Stelle als Leiter in einer Fabrik angetreten hatte. Beginnen wir mit einem, für unsere jungen Leser gewiß interessanten Bilde, mit einem Balle.

Es existirte nämlich in Freudenthal, wie fast in allen Städten Deutschlands, eine Schützengilde, von der wir nun freilich nicht behaupten wollen, daß deren Mitglieder immer das Schwarze in der Scheibe trafen — es gingen sogar einige recht kuriose Geschichten im Munde derjenigen Einwohner von Freudenthal, die nicht die Ehre genossen, zur Schützengilde zu gehören, über die Fertigkeit einiger Mitglieder derselben in der edlen Kunst, deren sie sich befleißigten. Wir enthalten uns darüber jedes Urtheils — genug, der Schützenverein bildete auch zugleich die Ressource der Stadt, alle Honoratioren waren in